



BERLINER ZEITUNG/PAULUS PONIZAK

Noch steht er hinter der Bühne, aber gleich wird sein französischer Akzent das Potsdamer Bürgertum begeistern: Chansonsänger Christophe Bourdoiseau vor seinem Auftritt im Foyer des Nikolaiksaals.

BERLIN. Es ist kalt, der Wind wirbelt Schneeflocken durch die Luft. In einem Café wäre es jetzt gemütlicher. Aber Christophe Bourdoiseau wollte sich hier treffen, im Treptower Park. Warum? „Weil dieser Ort beeindruckend ist.“ Christophe Bourdoiseau fährt sich mit der Hand über den grauschwarzen Bartschatten und erzählt, wie er diesen Ort fand, auf einem seiner stundenlangen Spaziergänge Mitte der Neunzigerjahre. Er war gerade aus Paris hierher gezogen und entdeckte die Stadt per Zufallsprinzip, ließ sich treiben, an jenem Tag durch den Treptower Park. „Und plötzlich stand ich vor dieser riesigen Statue. Ich dachte: Wow! Was ist das für ein Typ, der in russischer Uniform ein Hakenkreuz zertrampelt, während er ein Kind in den Armen hält. Ich hatte nichts verstanden.“ Er bleibt stehen. „Weißt Du, was Berlin interessant macht? Es konfrontiert Dich mit Geschichte.“

Vom Krieg ins Jetzt

Die Konfrontation mit Geschichte, so könnte man auch den Grund umschreiben, aus dem man Christophe Bourdoiseau, den in Berlin lebenden Sänger mit den deutsch-französischen Eltern, treffen wollte. Weil es manchmal das Jetzt braucht, um die Vergangenheit zu verstehen und wozu sie geführt hat. Die Geschichte, die in Christoph Bourdoiseaus Leben zusammenkommt, ist die von Franzosen und Deutschen. Es geht um vergangene Kriege, in denen seine Großväter einander bekämpften. Es geht um die Zeit der Aussöhnung, in der sich seine deutsche Mutter in seinen französischen Vater verliebte. Und es geht um die Gegenwart, in der das Leben die Politik überholt hat.

In dieser Gegenwart ziehen sehr viele Franzosen nach Berlin und werden dort sesshaft, so wie Christophe Bourdoiseau, der mit einer Deutschen zusammenlebt und mit ihr vor zwei Jahren einen Sohn bekam. Und es kommen in der nächsten Woche zwei fremdelnde Regierungschefs und ihre Parlamente in Berlin zusammen, um das fünfzigjährige Jubiläum des Élysée-Vertrags zu feiern, den Beginn der Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich.

Krieg, Aussöhnung, Gegenwart. Am besten, man fängt mitten drin an. Wie war das mit der deutsch-französischen Freundschaft? „Propaganda!“ Christophe Bourdoiseau schnaubt, die Atemwolke vor seinem Mund ist ziemlich groß. 45 Jahre ist er alt, er kann sich noch erinnern, wie in seiner Kindheit überall in Frankreich diese Plakate hingen. „Auf denen wurde die deutsch-französische Freundschaft gepriesen. Aber Freundschaft gibt es nur von Mensch zu Mensch.“ Schwei-

gen. Dann grinst er. „Abgesehen davon werden diese beiden Kulturen nie begreifen, wie der andere tickt.“ Der Franzose scheitert an der deutschen Pünktlichkeit. Der Deutsche an der Fähigkeit, zwei Dinge gleichzeitig zu besprechen. Und die Französinnen seien sowieso deprimiert, weil sie in Berlin keinen anschaut. „Immerhin ergänzen sich Deutsche und Franzosen gut. Deutsche Disziplin, Treue, Zuverlässigkeit und französische Kreativität. Perfekt.“

Plötzlich bleibt Christophe Bourdoiseau stehen. „Schau!“ Das sowjetische Ehrenmal. Ein langes Feld, weiße Sarkophage säumen seine Ränder. Ein Ende wird überwölbt von segelgroßen Fahnen aus rotem Granit, am anderen Ende thront eine dunkle Gestalt. Der Soldat mit dem Kind. „Auch Propaganda.“

Als er damals, 1994, nach Prenzlauer Berg zieht, will Christophe Bourdoiseau eigentlich nur sechs Monate bleiben. „Ein bisschen rumgucken, so wie die meisten von uns das wollten.“ Der Vater arbeitete als Vertreter einer großen französischen Bekleidungsfirma, der Job führte die Familie quer durch Europa. Christophe Bourdoiseau wurde in Rotterdam geboren, lebte in Mailand und zog mit acht Jahren in einen ländlich-bürgerlichen Pariser Vorort. In der Schule musste er Uniform tragen, Jungs und Mädchen waren getrennt. Einmal wurde ein schwarzer Freund von ihm verprügelt, nur weil er schwarz war. „Das war 19. Jahrhundert.“ Musik wurde Bourdoiseaus Ausgleich in diesen Jahren. „Andere nehmen Medikamente, ich habe gesungen.“ Er hörte die Chansons von Jacques Brel und George Brassens, spielte sie auf seiner Gitarre nach, träumte von dem Paris, das in diesen Liedern vorkam – und machte weiter. Mit 17 gründete er eine Lokalzeitung, studierte dann Journalismus, reiste bis nach China, um über den zerfallenden Kommunismus zu schreiben. Und ist plötzlich in Berlin.

„Auf einmal war das Leben voller Freiheit und Möglichkeiten.“ Christophe Bourdoiseau verbringt romantische Stunden auf Häuserdächern, ganze Tage in seinem Lieblingscafé, pflanzt Bäume auf dem Bürgersteig und trinkt, singt und tanzt nächtelang mit Menschen aus der ganzen Welt in einem Weinladen, der allabendlich zur Bar umgewandelt wird. Ein Artikel reicht, um sich die Monatsmiete zu verdienen für die Wohnung in Prenzlauer Berg. Eines Abends sitzt er in dort mit seinen italienischen Mitbewohnern zusammen. Die Italiener singen, dann sagt einer: „Christophe, sing doch auch etwas!“ Christophe Bourdoiseau singt, und als er fertig ist, sind die Italiener begeistert und er weiß, was er eigentlich will im Leben. Er will singen.

Fremd und frei

Freundschaft? Gibt es nur zwischen Menschen, sagt Christophe Bourdoiseau, Franzose und Wahlberliner. Dennoch wäre das Leben des Chansonsängers anders verlaufen, hätten nicht vor fünfzig Jahren zwei Länder beschlossen, sich miteinander zu versöhnen

VON RUDOLF NOVOTNY

Die Erfahrungen jener Zeit hat Christophe Bourdoiseau dann auf seinem ersten Album verarbeitet. Zum Beispiel in jenem Lied, in dem er über sein Lieblingscafé singt, was übersetzt etwa so klingt: „Mein Café, das heißt EO/ Gibt 'n Haufen Leute in dem Bistro/ Vom Verliebten bis zum Zecher/ Wir küssen uns nur beim Singen./ aber gesungen wird recht oft.“ Die Musik, die französischen Zeilen lassen Berlin nach Paris klingen. Christophe Bourdoiseau nickt. „Genau das ist es! Ich habe die Bohème, die ich in Paris suchte, in Berlin gefunden.“ Seine Freunde aus Paris fragten ihn damals, was er in diesem Berlin wolle, da gebe es doch nichts zu tun. „Nur eine Person hat mich unterstützt – meine Mutter.“

Sehnsucht nach Leichtigkeit

Die Mutter wurde 1939 geboren, sie konnte die Sehnsucht nach Leichtigkeit verstehen, sie hatte sie in ihrer Jugend selbst gespürt. Sie hat Christophe Bourdoiseau einmal erzählt, wie sie mit ihren Eltern und einem jungen Offizier zu Hause im Rheinland im Wohnzimmer saß, in den Fünfzigerjahren. Ihre Eltern wollten rauchen, der junge Offizier sprang auf, knöpfte seine Jacke zu und reichte Feuer. „In diesem Augenblick dachte meine Mutter: Hier bleibe ich nicht“, sagt Christophe Bourdoiseau. Bald darauf heiratete sie. Keinen deutschen Soldaten, sondern einen Franzosen, der Anzüge verkaufte und den das deutsche Wirtschaftswunder so beeindruckt hatte, das er einige Zeit in dem Nachbarland arbeiten wollte. Von den drei Söhnen, die in den nächsten Jahren geboren werden, spricht nur Christophe Bourdoiseau deutsch. Mit Akzent. Er hat es sich selbst beigebracht. „Meine Mutter hat nie deutsch gesprochen.“ Warum nicht? „Sie sagte, es lag da-

ran, dass alle französisch sprachen.“ – „Glauben Sie das? – „Ich denke, dass sie es nicht wollte. Es ist das Schuldgefühl der Kriegskinder.“ Während der französische Großvater als Soldat in Algerien war, kämpfte der deutsche in der Wehrmacht. Nur eine Geschichte aus jener Zeit erzählte die Mutter ihren Söhnen: dass der deutsche Großvater sich weigerte, etwas zu essen, weil einige Kriegsgefangene auch nichts bekamen. Nach dem Krieg half er beim Wiederaufbau der Bundeswehr. „Deshalb hieß es, er sei unbelastet.“ Ob das stimmt, weiß Christophe Bourdoiseau nicht. Während der Debatte um die SS-Mitgliedschaft von Günter Grass suchte er im Wehrmachtsarchiv nach Akten. Er fand nicht viel. Der Großvater gehörte zu einer Division, die in Polen war und in Frankreich. Das war alles. War das alles?

Christophe Bourdoiseau zuckt mit den Schultern. Er blickt die Reihe von Sarkophagen entlang, auf die goldenen Buchstaben. Es sind Sätze von Stalin. Christophe Bourdoiseau sagt: „Berlin hat mir damals Zeit gegeben, über meine Vergangenheit nachzudenken. In Paris hätte ich nie diese Zeit gehabt.“ Er ist kurz still, dann sagt er: „Dort wäre ich nie Sänger geworden.“

Drei Alben hat er mittlerweile veröffentlicht. Die Lieder klingen nach klassischen Chansons, werden unterlegt mit der melancholischen Musik eines ukrainischen Trios, bestehend aus Akkordeon, Bass und Geige. Nach den Anfängen in der Wohngemeinschaft ging es über Auftritte in Kneipen zu Konzerten auf Festivals. 30 Mal pro Jahr stehen die vier Künstler auf der Bühne. Tendenz steigend, sagt Bourdoiseau. Sie besetzen eine Nische, Deutsche mögen französische Chansons. Wie sehr, das zeigt sich im Foyer des Potsdamer Nikolai-

saals, drei Tage vor dem Spaziergang. Hier tritt Bourdoiseau an diesem Abend auf. Das Publikum trägt überwiegend Schwarz, häufig Brille. Das Potsdamer Bürgertum begrüßt die Musiker mit freundlichem Applaus.

Christophe Bourdoiseau lächelt, für einen Augenblick wirkt er etwas etwas verloren, wie er auf der Bühne steht, leicht gebeugt, mit Samtjacke und verbeulter, dunkler Cordhose. Seine rasselkurzen Haare schimmern gräulich, unter seinen Augen liegen Schatten. Einer der Ukrainer zählt an. Dann legt die Band los. Der Titel: „Elle était si jolie“ – „Sie war so schön“. Es geht um ein schönes Mädchen, das Christophe Bourdoiseau vor Jahren in Berlin kennengelernt hat. Es geht überhaupt viel um die Liebe an diesem Abend und um vergangene, verlorene Tage in Berlin. Christophe Bourdoiseau singt mit klarer, kräftiger Stimme. Zwischen den Liedern erzählt er kleine Geschichten: „Künstler schreiben eigentlich: Isch warte Disch in die Ewigkeit. Isch abe geschrieben: Isch warte Disch nischt mehr. Und isch finde das eine gute Lösung.“ Das Publikum lacht, das Akkordeon setzt ein, Christophe Bourdoiseau singt: „Je ne t'attends plus“ und „Adieu mon amour!“

„Das war ein super Publikum, bei diesem Auftritt. Und ein toller Ort, oder?“ Christophe Bourdoiseau schaut lächelnd ein paar Schneeflocken hinterher. „In Paris muss man erst in tausend wichtigen Zeitungen gewesen sein, damit man als Künstler so einen Abend erleben darf.“ Bisher hatte er noch keinen Auftritt in Frankreich. 80 französische Veranstalter hat er angeschrieben. Einer hat zu unmöglichen Bedingungen zugesagt. Zwei haben geschrieben, dass seine Musik französische Chansons für das Ausland seien. Er mustert die Baumkronen. „Weißt Du, was allen Franzosen in deutschen Biergärten auffällt?“ – „Nein.“ – „Dass der Topmanager und der Arbeiter zusammen am Tisch sitzen. Hier gibt es nicht diese Barrieren wie in Frankreich. Hier sagen sie: Wir geben Dir eine Chance. Deshalb kommen die ganzen jungen Franzosen auch heute noch her. Berlin ist Freiheit. Paris ein Knast.“ Christophe Bourdoiseau zeigt auf die Granitfahnen. „Und daher kommt das Problem. Wer seine Geschichte verstehen will, muss die Vergangenheit sachlich darstellen. Wir haben in Frankreich in jedem Dorf ein Denkmal für den Ersten Weltkrieg. Und deshalb auch das Datum, an dem der Waffenstillstand verkündet wurde, also am...“ Er stockt. Überlegt. Zuckt mit den Schultern. Er hat das Datum des zweitwichtigsten französischen Feiertages vergessen. In seinem Lied „Mon beau pays“ singt Christophe Bourdoiseau: „Ich bin ein Fremder, hier/ in dem Land das mich aufnahm/ ich bin ein Fremder dort/ in dem Land meines Sargs.“ Er blickt noch einmal auf die Inschrift des Sarkophags. „Ich habe es nie bereut, hierher gekommen zu sein. Aber ich habe lange gebraucht, bis ich mich zum Bleiben entschieden habe.“ Und wann hat er sich dazu entschieden? Er grinst. „Als ich mich zum ersten Mal dazu überwinden habe, meine deutsche Steuererklärung zu machen.“

wenn wir unsere Geschichte aufarbeiten. Das funktioniert, das habe ich in Deutschland gelernt. Die Deutschen reden über den Holocaust. Ich weiß nicht einmal, wie ich mit einem französischen Algerier umgehen soll.“

Sein Handy klingelt. Christophe Bourdoiseau geht ran, sagt: „Ja, wird gemacht, ich kümmere mich drum.“ Es ist die Kita seines Sohnes. Seit Kurzem ist er dort Schatzmeister. Typisch deutsches Ehrenamt, sagt er, in Frankreich gäbe es so etwas nicht. Der Sohn wächst übrigens zweisprachig auf. „Nicht, weil er bilingual sein soll. Sondern, weil ich mich als sein Vater nicht irgendwann unterlegen fühlen möchte, wenn wir diskutieren.“

Denken auf Deutsch

Wie französisch ist er überhaupt noch? „Zu 95 Prozent. Meine Kultur ist französisch. Meine Seele, meine Träume, mein Humor. Meine Musik. Ich werde mich schon wegen der Sprache immer fremd fühlen. Deutsch ist nur meine Disziplin im Denken.“ Dann erzählt Christophe Bourdoiseau eine kleine Geschichte. Wie er neulich mit seinem Sohn zur Kita radelte, auf dem Bürgersteig. Worüber ein Spaziergänger so wütend wurde, dass er versuchte, ihn auf die Straße zu stoßen. „Total empört bin ich in der Kita angekommen und habe gesagt: Der Typ ist gefährlich! Wir müssen den schnappen!“ Die Franzosen in der Kita, davon gibt es ein paar, stimmten ihm zu. „Und dann kamen die Deutschen und sagten: Aber wieso fährst du überhaupt auf dem Bürgersteig?“ Christophe Bourdoiseau lacht. „Die Deutschen fragen immer erst nach der Rechtslage.“

Plötzlich bleibt er stehen, deutet auf die Inschrift an einem Sarkophag. Es geht um den Tag des Sieges, den 8. Mai 1945. „Wir feiern den auch, aber wir sollten ihn als Zeichen der Versöhnung abschaffen. Für uns Franzosen ist der Erste Weltkrieg sowieso viel bedeutender. Und deshalb auch das Datum, an dem der Waffenstillstand verkündet wurde, also am...“ Er stockt. Überlegt. Zuckt mit den Schultern. Er hat das Datum des zweitwichtigsten französischen Feiertages vergessen.

In seinem Lied „Mon beau pays“ singt Christophe Bourdoiseau: „Ich bin ein Fremder, hier/ in dem Land das mich aufnahm/ ich bin ein Fremder dort/ in dem Land meines Sargs.“ Er blickt noch einmal auf die Inschrift des Sarkophags. „Ich habe es nie bereut, hierher gekommen zu sein. Aber ich habe lange gebraucht, bis ich mich zum Bleiben entschieden habe.“ Und wann hat er sich dazu entschieden? Er grinst. „Als ich mich zum ersten Mal dazu überwinden habe, meine deutsche Steuererklärung zu machen.“